

DANKSAGUNG

Die vorliegende Arbeit hätte ohne eine ganze Reihe von Personen und Institutionen, die mich in vielfältiger Art und Weise unterstützten und mir Rückhalt gaben, nicht entstehen können. Ihnen möchte ich an dieser Stelle herzlichen Dank sagen.

Mein erster, ganz besonderer Dank gilt meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. Matthias Stickler, für die lehrreichen und in so vielerlei Hinsicht gewinnbringenden Jahre der Begleitung, für das entgegengebrachte Vertrauen, das große persönliche Engagement, die zahllosen inhaltlichen Anregungen und die fortwährende Unterstützung bei der Entstehung und Erstellung dieser Arbeit. Herzlicher Dank gebührt zudem Herrn Prof. Dr. Peter Hoeres, der sich zur Übernahme der Zweitgutachten bereit erklärte und mir mit wertvollen Anregungen, fachlichem Rat und redaktionellem Wissen zur Seite stand. Überaus verbunden bin ich Herrn PD Dr. Frank Kleinhagenbrock für seine Hinweise zum frühneuzeitlichen Gewaltdiskurs sowie seine Bereitschaft, als Prüfer im Kolloquium zu fungieren. Weiterhin gilt mein Dank Herrn Prof. Dr. Helmut Flachenecker und Frau Dr. Maria Osmers sowie – nicht zuletzt – meinem akademischen Lehrer, Herrn Prof. em. Dr. Wolfgang Altgeld, für die zahlreichen Hinweise im Hinblick auf die interdisziplinäre Natur dieser Arbeit.

Für die Möglichkeit, meine Arbeit in ihren Oberseminaren vorzustellen, für ihre Hilfsbereitschaft und die fortdauernden konstruktiven Anregungen danke ich besonders Herrn Prof. Dr. Rainer Schmidt, Herrn Prof. Dr. Markus A. Denzel sowie Herrn Prof. Dr. Michael Hochgeschwender.

Frau Prof. Dr. Birthe Kundrus, Herrn PD Dr. Dierk Walter sowie den mittlerweile emeritierten Professoren Dr. Horst Gründer und Dr. Hermann Wellenreuther, die mir auf Tagungen der Gesellschaft für Überseeegeschichte e. V. wiederholt ihre Zeit opferten, danke ich sehr herzlich für die kritische und geduldige Auseinandersetzung mit meinen Ausführungen und das Überlassen eigener Rede-Manuskripte.

Das Erstellen dieser Arbeit (eine redigierte und leicht gekürzte Fassung meiner Dissertation, mit welcher ich im Wintersemester 2016/17 an der Philosophischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg promoviert wurde) war eine persönlich bereichernde Erfahrung, aber auch eine Herausforderung. Der bei diesem Thema stets gebotene Blick über den eigenen, doch weithin historisch determinierten „Tellerrand“ hinaus, das eingehende Studium bislang eher fremder Disziplinen mit ihren oft eigentümlichen Fachsprachen und den fachspezifischen Diskursen, die Auseinandersetzung mit sozial-, politik- und kommunikationswissenschaftlichen, völkerrechtlichen, sozialpsychologischen oder ethnologischen Fragestellungen, gestaltete sich äußerst spannend und instruktiv – aber letztlich auch zeitraubend.

All dies hätte ich sicherlich nicht ohne die Förderung durch mehrere Stipendien meistern können. Neben der Lothar-Seuffert-Stiftung bin ich daher vor allem der Hanns-Seidel-Stiftung e. V. für die Förderung meines Studiums wie auch die Förderung im Rahmen eines Promotionsstipendiums und das damit entgegengebrachte

Vertrauen sehr verbunden. Lebendiges Denken bildet sich in Begegnungen – nicht zuletzt deshalb bin ich namentlich Herrn Prof. Hans-Peter Niedermeier und Herrn Dr. Pfeifenrath, dem viel zu früh verstorbenen Vertrauensdozenten Prof. Dr. Dieter Blumenwitz sowie den beiden „guten Seelen“, Frau Gabriele Schreyer-Brummer und Frau Dr. Gabriele-Maria Ehrlich, für die Jahre des Vertrauens, des Forderns und Förderns, für etliche fachliche und gut gelaunte Diskussionen bei gemeinsamen Tagungen in Kloster Banz, Wildbad Kreuth, München und Berlin äußerst dankbar.

Die notwendigen Quellenstudien in den USA wären ohne das großzügige Zutun der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius sowie die Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts in Washington D. C. undenkbar gewesen. Für die zahlreichen Hinweise im Rahmen des Bucerius-Seminars, für die konstruktive Kritik und die wertvollen Ratschläge während meiner Forschungsaufenthalte an der University of Chicago, der Newberry Library in Chicago, der Library of Congress und den National Archives möchte vor allem Prof. Dr. Kathleen N. Conzen, Prof. Dr. Christof Mauch und Dr. Andreas Etges ganz herzlich danken. Daneben gilt mein Dank allen Wissenschaftlern, denen ich während meiner Forschungsreisen begegnete, den Bibliothekaren und Archivaren, die mir beim Sichten und Auswerten der Bestände halfen und sich immer gerne auf einen Gedankenaustausch einließen – namentlich Herrn Dr. Nils Brübach vom Sächsischen Staatsarchiv, Frau Antje Märke vom Bundesarchiv in Koblenz, Herrn Dr. Hans Zimmermann von der Herzogin Anna Amalia Bibliothek und *last, but not least* Herrn Jeff Bridgers von der Prints & Photographs Division der Library of Congress, von dessen Ideen und Kontakten zu amerikanischen Forschungsbibliotheken ich immens profitierte.

Für die Auszeichnung dieser Arbeit mit dem Martin-Behaim-Preis und die damit verbundene Möglichkeit, sie in den „Beiträgen zur Europäischen Überseegegeschichte“ zu publizieren, danke ich dem Franz Steiner Verlag, insbesondere Frau Katharina Stüdemann sowie Frau Andrea Hoffmann, für ihre engagierte redaktionelle Betreuung. Ausdrücklich bedanken möchte ich mich in diesem Zusammenhang natürlich auch bei der Gesellschaft für Überseegegeschichte e. V., insbesondere bei deren 1. Vorsitzenden, dem geschätzten Herrn Prof. Dr. Mark Häberlein, sowie Herrn Prof. Dr. Hermann Mückler.

Ein geflügeltes Wort Mark Twains lautet: „Writing is easy. All you have to do is cross out the wrong words.“ Zum Glück gab und gibt es Menschen, die mir bei der Suche dieser „falschen Wörter“ halfen. Daher möchte ich schließlich – allen Warnungen („Don’t thank your parents or your cat unless they really helped with research“) zum Trotz – den Hauptleidtragenden dieses Promotionsvorhabens, danken: Meinen lieben Eltern sowie natürlich meiner geliebten Frau Melanie. Die Erstellung dieser Arbeit wäre ohne ihren emotionalen Beistand, das aufopfernde „Kümmern“ um unsere beiden Kinder, das stets entgegengebrachte Verständnis, die Geduld und ihre liebevolle Ablenkung nicht möglich gewesen.

Ihr habt mich über viele Jahre des Projekts in Geduld und Liebe ertragen. Dafür bin ich unendlich dankbar!

Würzburg, im Oktober 2018
Daniel Karch

VORBEMERKUNGEN ZUR TERMINOLOGIE UND DEN BENENNUNGSPROBLEMEN

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?

Johann Wolfgang von Goethe: Faust

Autochthone Völker, Naturvölker, Aborigines, Ureinwohner, First Nations, Stammesvölker, Native Americans, ... es existiert eine Vielzahl an Begriffen, mit denen *indigene Völker*¹ beschrieben werden. Zugleich gibt es einen breiten wissenschaftlichen Diskurs² darüber, wie dies (auch politisch) „korrekt“ erfolgen sollte – längst nicht nur unter Kultur- oder Sozialanthropologen.

Im allgemeinen Sprachgebrauch finden meist jene Begriffe Verwendung, welche von der Allgemeinheit am ehesten verstanden werden – ungeachtet wissenschaftlicher Diskurse oder möglicher Bedenken. Während wir somit im nationalen Rahmen noch immer die unterschiedlichsten Begriffe antreffen, begegnen uns in internationalen, akademischen Kontexten meist nur noch *indigene Völker*, *indigenous people(s)* und *pueblos indígenas*³. Diese augenscheinliche Konformität in der Terminologie sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass *Indigenität* nichts „Natürliches“ ist, sondern „ein in sozialen Auseinandersetzungen diskursiv hergestelltes Konstrukt“⁴ – was allein schon das Fehlen einer international anerkannten Definition verdeutlicht.

Für die Bestimmung von *Indigenität* wird bis heute zumeist auf den UN-Sonderberichterstatler José Martínez Cobo zurückgegriffen. Dieser hatte für eine Studie im Jahr 1986 *sua sponte* vier Kriterien festgelegt, die „indigene Gemein-

- 1 Diese Arbeit betrachtet die Begriff *Volk* und *Ethnie* (altgr. ἔθνος *Ethnos* „Volk, Volkszugehörige“) als semantische Äquivalente. Beide transportieren dieselben Denkstrukturen und Inhalte. Beide bezeichnen eine soziale Gruppe von Menschen, denen eine gemeinsame Identität zugesprochen wird – also eine Konstruktion und keine in sich geschlossene, unveränderbare Einheit. Mit dem Begriff *indigen* befassen sich die nachfolgenden Einlassungen.
- 2 Vgl. Karen Engle: *The Elusive Promise of Indigenous Development. Rights, Culture, Strategy*, Durham/London 2010; Adam Kuper: *The Return of the Native*, in: *Current Anthropology*, 44,3 (2003) S. 389–402; Ronald Niezen: *The Origins of Indigenism. Human Rights and the Politics of Identity*, Berkley u. a. 2003; Maren Rössler: *Zwischen Amazonas und East River. Indigene Bewegungen und ihre Repräsentation bei der UNO*, Bielefeld 2008; Sidsel Saudestad: *On the Return of the Native*, in: *Current Anthropology*, 45,2 (2004), S. 263–264.
- 3 Beispielsweise begehen die Vereinten Nationen jährlich am 9. August den „Internationalen Tag der indigenen Bevölkerungsgruppen der Welt“. Näheres u. a. auf den Seiten der Bundeszentrale für politische Bildung, URL: <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/142194/indigene-bevoelkerungen> [Zugriff: 03.04.2019].
- 4 Editorial, in: *Aufbegehren – Die Politik der Indigenität*, iz3w, 303 (2007), S. 2.

schaften, Völker und Nationen“ ausmachen⁵: *Prä-Existenz*: Es handelt sich um die ursprünglichsten Bewohner eines bestimmten Gebietes, die dieses bereits vor der Kolonialisierung, der Besiedlung durch eine andere Kultur oder der Gründung eines modernen Staates bewohnten. *Nicht-Dominanz*: Sie sind nicht dominierender Teil ihrer aktuellen nationalen Gesellschaften, somit kaum an staatlichen und gesellschaftlichen Prozessen der Mehrheitsbevölkerung beteiligt. *Kulturelle Differenz*: Die Gruppe weist unterscheidbare kulturelle Merkmale wie Sprache oder Religion auf. Ihre Mitglieder betonen und bewahren ihre sprachliche, religiöse und kulturelle Divergenz zur Mehrheitsbevölkerung. *Selbst-Identifikation*: Die Mitglieder verstehen sich selbst als indigen, als geschlossene Gemeinschaft, welche sich von anderen unterscheidet und auch so wahrgenommen oder anerkannt wird.

Bei allen definitorischen Defiziten lässt sich zumindest aus etymologischer Sicht mit Bestimmtheit sagen, dass *indigen* denselben lateinischen Ursprung hat wie die Wörter *Gender*, *Generation* oder *Genesis* und letztlich nichts anderes bedeutet als *eingeboren* oder *einheimisch*. Gleichwohl gelten hierzulande Begriffe wie *Ureinwohner*, *Stammesvölker* oder *Eingeborene* (im Deutschen lange Zeit üblich und auch heute noch anzutreffen) mittlerweile, aufgrund ihres kolonialen oder romantisierenden Beiklangs, als inkorrekte, negativ konnotierte Fremdbezeichnungen. Da sie sich wertneutral kaum noch verwenden lassen, werden sie in der Forschung mehrheitlich abgelehnt⁶ – so auch hier.

Durchaus bemerkenswert erscheint jedoch in diesem Zusammenhang, dass im englischen Sprachraum, insbesondere in Nordamerika, das Wort *Native* nach wie vor weit verbreitet ist, wenn über *indigene Völker* gesprochen wird. Indigene in den USA und Kanada gebrauchen den Begriff *Native* sogar selbst. Überdies sprechen auch die Vereinten Nationen bis heute von „eingeborenen“ oder „in Stämmen lebenden Völkern“⁷, ohne dass hier ein biologistisches oder gar rassistisches Verständnis von Menschengruppen als Völkern vorzuwerfen wäre.

- 5 Vgl. José R. Martínez Cobo: *Study of the Problem of Discrimination against Indigenous Populations*, New York 1987.
- 6 Diese Begriffe unterstellen eine primitive und unterentwickelte Lebensweise und suggerieren zudem, die Bevölkerung wäre schon immer auf diesem speziellen Gebiet ansässig, was eher selten zutrifft. Vgl. Franziska Rokos: *Der völkerrechtliche Schutz und Erhalt traditionellen Wissens indigener Gemeinschaften*, Berlin 2013. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die einschlägigen Publikationen der Gesellschaft für bedrohte Völker – der im deutschsprachigen Raum prominentesten Menschenrechtsgruppe mit Schwerpunkt Indigene.
- 7 Vgl. hierzu das Übereinkommen Nr. 169 „Über eingeborene und in Stämmen lebende Völker in unabhängigen Ländern“ der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO), einer Sonderorganisation der UNO. Diese Konvention wurde 1989 verabschiedet und trat am 5. September 1991 in Kraft. Im 44. Artikel werden darin grundlegende Rechte der indigenen Völker garantiert. Das Übereinkommen findet sich in Volltext auf den Internetseiten der IAO; URL: www.ilo.org/ilolex/german/docs/convdisp1.htm [Zugriff: 13.04.2014]. Bei aller augenscheinlichen Willkür oder gar Belanglosigkeit sei in diesem Zusammenhang angemerkt, dass die Identifikation als „Völker“ (und nicht etwa nur als „Bevölkerungen“) für *Indigene* von essenzieller Bedeutung ist, denn dies impliziert eine Anerkennung als Rechtssubjekte im Sinne des Völkerrechts, d. h. mit dem Recht auf Selbstbestimmung, wie es im ersten Artikel der Charta der Vereinten Nationen dargelegt wird. Vgl. hierzu: Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen

„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“⁸, so Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen*. Das heißt, weder Bezüge noch Wortbedeutungen stehen ein für alle Mal fest – sie sind kontextbezogene, oft mehrdeutige Begriffsdefinitionen. Dementsprechend sollte auch die Verwendung von Wörtern wie *Stamm* und *Volk* im Kontext dieser Arbeit mitnichten als (deutsche) Geschichtsvergessenheit missverstanden werden⁹. Ihre Verwendung ist rein pragmatisch begründet und soll keineswegs suggerieren, dass bei all den verschiedenen und oft rivalisierenden indigenen Gruppen eine „statische Lebensgemeinschaft“ bestünde oder bestanden habe. Schließlich kann und soll hier nicht der Versuch unternommen werden, zu einer Dekonstruktion *aller* unspezifischen, pauschalisierenden oder anachronistischen Bezeichnungen beizutragen, die sich „im Umlauf“ befinden, denn wohl gegen nahezu jeden Terminus ließen sich legitime Einwände geltend machen.

Diese Arbeit spricht in aller Regel von *Indigenen* und *indigenen Völkern*. Nur wo es sinnvoll und geboten erscheint, folgt sie den Quellen, das heißt der damals (und zum Teil noch heute) üblichen Terminologie, ohne dass damit irgendeine Abwertung zum Ausdruck gebracht werden soll¹⁰. Natürlich werden indigene Völker in zeitgenössischen Quellen zumeist nicht mit ihren spezifischen Namen bezeichnet, zumal dieser den *men on the spot* in den seltensten Fällen bekannt gewesen sein oder sie interessiert haben dürfte. In der Regel begegnen uns hier *Eingeborene*, *Farbige* oder *Indianer*, vielfach sogar nur – der gängigen rassistischen Dichotomie folgend – *Rothhäute*, *Kaffern* oder *Wilde*.

Dass *Indianer* nicht nur in geografischer Hinsicht eine Fehlbezeichnung¹¹ ist, liegt auf der Hand. Darüber hinaus legt jedoch die pauschale Verwendung dieser Bezeichnung für *alle* Indigenen Nordamerikas auch eine innere Gemeinsamkeit der Urbevölkerung nahe, welche keineswegs gegeben ist. Nicht zuletzt transportiert dieser Begriff eine Vielzahl von Stereotypen und Klischeevorstellungen; das

e. V. (Hrsg.): Rechte indigener Völker. Dokumentation der UN-Resolution 61/295 und des I-LO-Übereinkommens 169, Berlin 2009, S. 29–40.

8 Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, in: Werkausgabe, Bd. 1: Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. Main 1984, S. 262.

9 Auch im offiziellen Sprachgebrauch der USA und Kanada finden (neben *Native Americans* sowie dem in Kanada seit Mitte der 1980er gebräuchlicheren *First Nations* oder *First Nations People*) nicht nur die englischen Entsprechungen von Stamm weiterhin Verwendung, sondern auch die Begriffe *Indianer* und *Indianerstämme* (*tribes* bzw. *bands*). Um als *Indianer* staatlicherseits anerkannt zu werden, muss man einem der anerkannten *Indianerstämme* angehören.

10 Diese Arbeit verwendet keine Selbstbezeichnungen, auch wenn diese bisweilen wieder üblich werden.

11 Gleichwohl findet er in Nordamerika bis heute Verwendung. So hieß etwa das für „Indianerangelegenheiten“ zuständige Ministerium Kanadas noch bis 2015 *Department of Indian Affairs and Northern Development*. In den Provinzen existieren Ministerien mit ähnlichen Namen. Auch in der US-amerikanischen Forschung und Verwaltung wird noch immer von „Indianern“ gesprochen. So lautete etwa der Name der ältesten, dem US-Innenministerium unterstellten Behörde, nach wie vor „Amt für indianische Angelegenheiten“ – *Bureau of Indian Affairs* (BIA). Vgl. hierzu: URL: <https://www.bia.gov> [Zugriff: 21.02.2017].

gilt vor allem für das „Indianer-Bild“ in Deutschland, welches von Romanen und Filmen überlagert ist¹². Populärstes Beispiel ist wohl *Winnetou*, Karl Mays „Apachenhäuptling“¹³. Daneben lässt sich im deutschen Sprachraum schon seit dem frühen 19. Jahrhundert eine große und anhaltende Begeisterung für die Indigenen Nordamerikas ausmachen, die von den „Lederstrumpf“-Romanen James Fenimore Coopers¹⁴ (1789–1851) sowie den Briefen, Bildern und Berichten verschiedener Amerikareisender, wie Maximilian zu Wied-Neuwied¹⁵ (1782–1867), Johann Carl Bodmer¹⁶ (1809–1893) oder Gottfried Duden¹⁷ (1785–1855), frühzeitig genährt und verklärt wurde. So galten *Indianer* hierzulande meist als schöne, exotische und edle Wilde, die fern der Zivilisation, im Einklang mit der Natur und in Freiheit lebten – ohne sich irgendeiner Autorität beugen zu müssen. Auch *Buffalo Bill's Wild West Show*, die zwischen 1887 und 1906 ganze acht Mal durch Europa tourte und dabei in nahezu jeder größeren deutschen Stadt gastierte, beförderte dieses stark klischeelastige „Indianerbild“¹⁸.

Aus all diesen Gründen soll hier der *deutsche* Begriff „Indianer“ (alleine oder als Kompositum) wo möglich und angebracht stets zugunsten spezifischerer Bezeichnungen (*Dakota, Lakota, Oglala, Osage etc.*) aufgelöst werden. Unangebracht scheint diese Restriktion indes bei originären, das heißt unübersetzten Begriffen wie *Indian Wars* oder *Indian Policy*. Denn eine Mehrzahl der US-amerikanischen Forscher spricht nach wie vor von *Indian* bzw. *American Indian Wars*, wenn die kriegerischen Auseinandersetzungen weißer Eroberer mit den indigenen Völkern Nordamerikas zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert bezeichnet werden sollen. Dieser arrivierten Vorgehensweise folgt diese Arbeit.

In der deutschen Kolonialverwaltung, somit auch in einem Großteil der amtlichen Quellen, sprach man fast durchgängig von „Eingeborenen“, wengleich die

- 12 Was indes auch dazu führte, dass das deutsche Wort *Indianer* weder negativ noch rassistisch konnotiert ist. Mit ihm werden im deutschen Sprachraum sogar überaus positive Eigenschaften wie Respekt, Tapferkeit, Edelmut und die Liebe zur Natur verbunden. Vgl. Alexander Emmerich: *Die Indianer Nordamerikas. Geschichte, Kultur, Mythos*, Darmstadt 2011, S. 8.
- 13 Vgl. hierzu weiterführend: Petra Küppers: *Karl Mays Indianerbild und die Tradition der Fremdendarstellung. Eine kulturgeschichtliche Analyse*, in: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* 1996, S. 315–345.
- 14 James F. Cooper: *Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehannah*, Leipzig 1824; ders.: *Der Letzte der Mohikaner*, Stuttgart u. Frankfurt a. Main 1826; ders.: *Die Steppe*, Frankfurt a. Main 1828; ders.: *Der Pfadfinder oder das Binnenmeer*, Frankfurt a. Main 1840; ders.: *Der Hirschtödter*, Frankfurt a. Main 1841 [jeweils dt. Erstausgabe].
- 15 Maximilian zu Wied-Neuwied bzw. Baron von Braunsberg [selbstgewähltes Pseudonym]: *Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834*, Koblenz 1839–1841.
- 16 Maximilian zu Wied-Neuwied: *Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834*, 2 Textbände und 1 Bildatlas mit Illustrationen von Karl Bodmer, Koblenz 1839–1841. Vgl. auch: Hans Läng: *Indianer waren meine Freunde. Leben und Werk Karl Bodmers 1809–1893*, Bern u. Stuttgart 1976.
- 17 Gottfried Duden: *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in den Jahren 1824 bis 1827*, Elberfeld 1829.
- 18 Vgl. Anne Dreesbach: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940*, Frankfurt a. Main 2005 (zugl. Diss. LMU München 2003), S. 99–102 und S. 173–176.

Indigenen der eigenen Kolonialgebiete laut *Schutzgebietsgesetz* (SchGG) § 4 von 1900 offiziell (und pauschal) als „Farbige“ galten. Sehr viel variantenreicher gestaltete sich dahingegen die koloniale Sprachsituation beim Kontakt mit den diversen indigenen Gruppen. Allein in *Deutsch-Südwestafrika* existierten dutzende unterschiedliche (Fremd-)Bezeichnungen für die indigenen bzw. einheimischen Bevölkerungsgruppen, welche von den Europäern beim Erstkontakt oft unreflektiert übernommen oder im Zuge der fortschreitenden Landnahme konstruiert worden waren, darunter beispielsweise das schon seit Ende 17. Jahrhunderts gebräuchliche Wort *Buschmänner* (von ndl./afr. *Bosjemans/Bossiesmans*: Gesetzloser/Bandit)¹⁹.

Bis heute – das zeigt sich etwa mit Blick auf den deutschen Migrationsdiskurs²⁰ oder jüngste Debatten um Begriffe wie *Schwarze* bzw. *Neger*²¹ – wird Sprache auch als ein Mittel der Ausgrenzung und Stigmatisierung missbraucht oder als solches verstanden. Denn Rassismus „funktioniert durch Diskurse, durch Worte und durch eine Reihe von Entsprechungen, welche Identitäten aufrechterhalten.“²² Auch deshalb finden diskriminierende und eindeutig pejorative Termini wie *Hottentotten*, *Bastards*, *Kaffern* etc. hier – außerhalb der Quellen – keine Verwendung.

19 Vgl. hierzu Peter Scheulen: Die „Eingeborenen“ Deutsch-Südwestafrikas: Ihr Bild in deutschen Kolonialzeitschriften von 1884 bis 1918, Köln 1998.

20 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Ethnische Parallelgesellschaften? Zur kulturellen Konstruktion des Fremden in der europäischen Migration, in: Zeitschrift für Volkskunde, 103,1 (2007), S. 65–85; Martin Wengeler: Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985), Tübingen 2003 (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 244).

21 Vgl. Susan Arndt, Nadja Ofuately-Alazard (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2011, hier insbesondere S. 204f. Vgl. auch: Stefan Hermes: „Warum soll man nicht schwarz sein?“ Blackness und Whiteness in Michael Endes Jim-Knopf-Romanen, in: Acta Germanica: German Studies in Africa, 43,1 (2015), S. 9–27.

22 Grada Kilomba: Das N-Wort. Bundeszentrale für politische Bildung, 03.06.2009. URL: www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort [Zugriff: 18.03.2017].

1 EINLEITUNG

1.1 ZUR ENTGRENZUNG VON GEWALT IM MILITÄRISCHEN KONTEXT. EINE ANNÄHERUNG

Jeder Mensch ist ein Abgrund,
es schwindelt einem, wenn man hinab sieht.

Georg Büchner: Woyzeck

Am frühen Morgen des 1. September 1870, sechs Wochen nach Beginn des Deutsch-Französischen Krieges, überquerten Teile der 1. Königlich Bayerischen Infanteriedivision bei dichtem Nebel die Maas und rückten auf die kleine, scheinbar aufgegebene französische Ortschaft Bazeilles vor. Wenn man sich Sedan aus südöstlicher Richtung nähern wollte, musste man dieses Dorf in den Ardennen durchqueren; ihm kam also eine nicht unerhebliche strategische Bedeutung zu. Kaum in seiner Mitte angelangt, wurden die Einheiten plötzlich unter heftiges Feuer genommen. Elitesoldaten und Scharfschützen des französischen XII. Korps, welche sich hier tags zuvor verschanzt hatten, beschossen sie aus Fenstern, Hausvorsprüngen und Toreingängen. „Wer sich sehen ließ, wurde von der feindlichen Infanterie niedergestreckt [...] man wusste nicht mehr wohin, was tun, waren wir doch ganz schutz- und wehrlos im Kreuzfeuer“¹, beschrieb ein bayerischer Infanterist die Situation. Innerhalb kurzer Zeit erlitten die Bayern hohe Verluste; etliche Offiziere und Zugführer wurden getötet oder fielen schwer verwundet aus². Panik machte sich breit und es begann ein über Stunden erbittert geführter Häuserkampf, an welchem sich im Laufe des Vormittags auch immer mehr Einwohner beteiligten. Letztlich eskalierte die Situation: Die Bayern, überreizt aufgrund der starken Verluste und kaum noch in der Lage, den Feind auszumachen, schossen schließlich wahllos auf alles, was sich bewegte – auch Frauen und Kinder. Gebäude, aus

1 Florian Kühnhauser: 1870–71. Kriegserinnerungen eines Soldaten des königlich bayerischen Infanterie-Leibregiments, Waging am See 2002 (1898), S. 68. Florian Kühnhauser, 1844 in Tettenhausen am Waginger See geboren, war Schreiner und Schnitzer und meldete sich 1870 freiwillig zum Kriegsdienst.

2 Im gesamten Deutsch-Französischen Krieg hatte die Bayerische Armee einen Verlust von 213 Offizieren und 3.876 Mann zu beklagen – davon entfielen allein auf die Kämpfe um Bazeilles 64 gefallene Offiziere und etwa 1.000 tote Soldaten. Die französische Seite verlor an diesem Tag 2.655 Mann. Zwischen 30 und 60 Einwohner fanden den Tod, weitere 150 erlitten später ihren Verletzungen. Vgl. hierzu: Olt. Schmidhuber: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 unter besonderer Berücksichtigung der Antheilnahme der Bayern. Auszug aus dem Generalstabswerk. Landshut 1900, S. 116–117. Umfassend informiert auch der Sammelband von Jan Ganschow / Olaf Haselhorst / Maik Ohnezeit (Hrsg.): Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Vorgeschichte – Verlauf – Folgen, Graz 2009.

denen gefeuert wurde, brannte man nieder, vermeintliche Schützen, derer man habhaft wurde, wurden kurzerhand als Freischärler (*Franctireurs*) aufgehängt oder erschossen³. Bazeilles erlebte ein Massaker.

Eine Woche später, am 8. September, erörterte man diese Ereignisse im deutschen Hauptquartier in Reims⁴. Zu den Teilnehmern der kleinen informellen Gesprächsrunde gehörten Otto von Bismarck, seine Begleiter – unter ihnen Moritz Busch und Heinrich Abeken – sowie drei US-Amerikaner: Lieutenant General Philip H. Sheridan, der im Auftrag der US-Administration nach Europa gereist war, um die militärischen Operationen zu beobachten, sein Adjutant, Major James W. Forsyth, sowie der Journalist MacLean, welcher als Dolmetscher agierte⁵.

Bismarck sah die deutsche Seite im Recht⁶. Verantwortlich für die Eskalation der Gewalt machte er die Zivilisten und *Franctireurs*, deren Beteiligung am Kampfgeschehen keinesfalls hingenommen werden könne. Abeken, ein betagter Theologe⁷, plädierte angesichts der überaus harten „Strafaktion“ für Mäßigung. Ganz anders Sheridan, der sich nach einer kurzen Diskussion ebenfalls zu Wort meldete: Er befürwortete das harte Vorgehen der bayerischen Truppen ausdrücklich. Darüber hinaus sprach er von einer grundsätzlichen Strategie des Leiderzeugens und Schreckenverbreitens, mit der Kriege auszufechten und – allem voran – zu gewinnen wären. Mit anderen Worten: die Demoralisierung der Zivilbevölkerung sollte als strategisches Prinzip gelten, um so die politische Führung des

- 3 Siehe: Dennis Showalter: Das Gesicht des modernen Krieges. Sedan, 1. und 2. September 1870, in: Stig Förster / Markus Pöhlmann / Dierk Walter (Hrsg.): Schlachten der Weltgeschichte, München 2004, S. 230–247; Frank Becker: 2. September 1870 / 18. Januar 1871: Selbstbestätigung einer labilen Nation?, in: Eckart Conze / Thomas Nicklas (Hrsg.): Tage deutscher Geschichte, München 2004, S. 156–176; Mark R. Stoneman: The Bavarian Army and the French Civilians in the War of 1870–1871: A Cultural Interpretation, in: War in History, 8 (2001), S. 271–293. Speziell zur kriegsrechtlich umstrittenen Erschießung von Zivilisten, die sich am Häuserkampf beteiligt hatten, vgl. auch den Brief des Oberleutnants Hugo von Regemann vom 3. September 1870, ByHStA, Abt. IV, Kriegsarchiv München, HS, Nr. 2641.
- 4 Der Publizist Julius Hermann Moritz Busch (1821–1899) begleitete Bismarcks als persönlicher Presseagent während des Krieges und berichtete über das nachfolgende Gespräch in seinen Tagebuchblättern.
- 5 Siehe hierzu: Paul Andrew Hutton: Phil Sheridan and His Army, Lincoln 1985, S. 202ff.
- 6 Damit teilte er die Auffassung etlicher deutscher Offiziere und Soldaten. Vgl. Friedrich Koch-Breuer: Drei Jahre in Frankreich. Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus dem Feldzug 1870/71 und der Occupation 1871–1873, München 1891; Hermann Radestock (Bearb.): Acht Feldpostbriefe aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, Hannover 1967, 3. Brief vom 27.08.1870, S. 5; Karl Braun: Das Rheinische Ulanen-Regiment Nr. 7 im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71, Berlin 1909, S. 123; Tilla Ris (Hrsg.): Kriegererlebnisse meines verstorbenen Mannes Richard Ris, Oberstlt. a. D., während d. Feldzuges 1870/71 Premierlt. u. Kompagnieführer im (1.) Badischen Leibgren.-Reg., Auerbach 1911, S. 47.
- 7 Heinrich Johann Wilhelm Rudolf Abeken (1809–1872) war Theologe und preußischer Wirklicher Geheimer Legationsrat. Seit 1862 gehörte er zu den engsten Mitarbeitern Otto von Bismarcks und wurde von diesem oft mit dem Verfassen offizieller Briefe beauftragt, weshalb er auch als „Feder Bismarcks“ bezeichnet wird. Vgl. Wolfgang Frischbier: Heinrich Abeken (1809–1872), in: Lothar Gall / Ulrich Lappenküper (Hrsg.): Bismarcks Mitarbeiter, Paderborn 2009, S. 43–68.

Feindes schneller zur Aufgabe zu zwingen. Den Leuten dürfe „nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen“⁸.

„Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswert“⁹, fügte Moritz Busch seinen Aufzeichnungen hinzu und verweist damit – das zeigt die neuere historische und sozialpsychologische Täterforschung im Umfeld nationalsozialistischer Verbrechen¹⁰ – auf zwei grundlegende, nur „allzu menschliche“ Tendenzen im persönlichen Umgang mit der Entgrenzung bzw. dem eigenen Erleben von Gewalt, nämlich Marginalisierung (nur „ein wenig herzlos“) und Rationalisierung (bislang „Unerhörtes“ wird unter Umständen „beachtenswert“). Darüber hinaus umreist Abeken mit seiner doch recht banalen und diminutiven Einlassung eine überaus klare argumentative Konstante gewaltsamer Auseinandersetzungen; ein altes, meist unausgesprochenes Prinzip der Machtpolitik, das gerne Niccolò Machiavelli zugeschrieben wird: *Der Zweck heiligt die Mittel*.

Die Beliebigkeit einer solchen Legitimationsstrategie ist ebenso offenkundig wie die damit einhergehende Missachtung humanitärer oder rechtlicher Schranken. Gleichwohl besteht aus historischer und sozialpsychologischer Sicht kaum ein Zweifel daran, dass derartige Effektivitäts- und Effizienzorientierungen in zahlreichen Konflikten handlungsleitend waren – und es auch heute noch sind¹¹.

Philip Henry Sheridan, ein zutiefst zweckrationaler Mensch und als Soldat von jeder verklärenden, glorifizierenden oder gar sentimentalischen Gesinnung weit entfernt¹², kann und soll in diesem Zusammenhang als ein paradigmatischer Fall gesehen werden. Er hatte die schmutzigen und totalen Seiten des Krieges nicht nur kennengelernt, sondern sie auch selbst praktiziert¹³. Ein Lamentieren ziviler, „unbedarfter“ Beobachter wie Abeken konnte er nicht nachvollziehen und beklag-

8 „Die richtige Strategie [...] besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Sheridan zu Bismarck, 08.09.1870, zit. nach: Moritz Busch: Tagebuchblätter von Moritz Busch, Bd. I, Leipzig 1899, S. 179–180.

9 Ebd., S. 180.

10 Vgl. hierzu den informativen Essay von Peter Longeric: Tendenzen und Perspektiven der Täterforschung, in: APuZ, 14–15/2007, S. 3–7, sowie den grundlegenden Forschungsüberblick bei Gerhard Paul: Von Psychopathen, Technokraten des Terrors und „ganz gewöhnlichen“ Deutschen. Die Täter der Shoah im Spiegel der Forschung, in: Ders. (Hrsg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?, Göttingen 2002 (= Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 2), S. 13–92.

11 Das zeigen u. a. die Erlasse des *Weißes Hauses* im „globalen Krieg gegen den Terror“ sowie nicht zuletzt Bürgerkriege in *failed states* wie Somalia, Sudan oder Syrien. Vgl. hierzu auch den essenziellen Beitrag des 2005 verstorbenen Ethnosozologen Georg Elwert: Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: Trutz von Trotha (Hrsg.): Soziologie der Gewalt, Opladen 1997 (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Nr. 37), S. 86–101.

12 Siehe dazu: Hutton: Phil Sheridan, S. 202 und 204–205.

13 Siehe beispielsweise: Robert A. Doughty: *The American Civil War. The Emergence of Total Warfare*, Lexington 1996; Stig Förster / Jörg Nagler (Hrsg.): *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871*, Washington D. C. 1997.